

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Gendarm Meineke.

Novelle von Georg Basse-Palma

Das Kommando des Grenadier-Regiments Königin hatte telegraphisch erfucht, auf den flüchtigen Grenadier Karl Heinrich Mathiesen zu fahnden.

Die Eltern des Gesuchten wohnten im Begang des Fußgendarmen Meireke. Da bei ihnen natürlich zuerst nachgeforscht werden mußte, hatte der Oberwachmeister des Bezirks den Fahndungsbefehl an diesen weitergegeben.

Meineke, ein hochbeiniger Mann mit rötlichem Schnurrbart, las das Signalement und schob es in die dicke Brieftasche.

„Haben Herr Oberwachmeister noch andere Befehle?“ fragte er.

Der Oberwachmeister, der schon die ganze Zeit über merkwürdig freundlich gewesen war, nickte kurz. „Es ist mir zu Ohren gekommen daß der Fischer Gzarinski Sie Sonntag auf dem Markt großlich beschimpft hat. Warum haben Sie das nicht zur Anzeige gebracht?“

„Eine dunkle Röte stieg in Meinekes Gesicht. Einige Mal räusperte er sich, als ob es ihm schwer fiel, die Worte aus der Kehle zu bringen.“

„Der Mann hat fünf kleine Kinder“, stieß er endlich hervor. „Die sehen heut schon aus wie das Leiden Christi. Wenn ich den Alten jetzt noch ins Kitzen bring...“

„Da haben wir's!“

Der Oberwachmeister schlug vor, mit dem Mann zu sprechen.

„Also wieder Ihre verfluchte Weichmütigkeit! Was zum Teufel gehen Sie Gzarinski's Kinder an? Sind Sie Waisenspieler oder Gendarm? Vor allen Dingen haben Sie Ihre Pflicht zu tun!“

„Herr Oberwachmeister!“

Gendarm Meineke sah ihn finstern an, und sein Vorgesetzter fühlte selber, daß er zu weit gegangen war. „Dann gehen Sie man, vielleicht haben Sie heute Glück, daß Sie wenigstens den Mathiesen kriegen.“

Damit war der Gendarm entlassen.

Seine Dienstwohnung lag eine Etage vor der Stadt, in einem alten Chausseehaus. Von dort sollte er sich sein Gewehr, lud es sorgfältig und hing es sich über die Schulter. Er wollte den Leuten schon zeigen, daß er auch hart sein konnte! Wenn er den Mathiesen trafe und der Bengel flüchte nicht gleich wie eine Mauer, dann sollte ihm Gott gnädig sein! Mit einem Fahnenflüchtigen würde er gewiß keine Umstände machen.

Ungefähr eine Viertelstunde lang mochte er bereits durch die eintönige Landschaft marschieren, rechts und links umgeben von Feldern und Wiesen, auf denen das Heu in hohen Haufen lag und mürrisch herüberdüsterte, als er plötzlich zusammenfuhr und die Hand über die Augen legte.

Ganz im Hintergrunde, unmittelbar vor dem Kiefernforst, der wie ein schwarzer Rahmen im Halbtreib die leichte, luftige Wiese umschloß, lag eine kleine Feine, die nicht wie die anderen spitz zulief, sondern merkwürdig abgeplattet war. Auf ihrem oberen Rande tauchte mit einem Male etwas Rotz auf und rollte wie ein farbiges Rad zur Erde herab.

„Was das etwa ein Frucht?“ fragte sich Meineke verwundert.

„Alle Wetter!“ jubelte es in ihm.

„Da hab' ich mal Glück gehabt!“

Das, was da herabgefallen war, war eine Mütze, eine Militärmitze. Und wo die Mütze war, da sollte der Grenadier wohl auch sein!

Weit ausschreitend, aber nach Möglichkeit jedes Geräusch vermeidend, durchquerte er die Wiese. Jeden Moment erwartete er, den Flüchtling aufspringen und davonrennen zu sehen, und auf seinen Lippen zitterte der Ruf: „Halt, oder ich schieß!“ schon wie ein Pfeil auf der Bogensehne. Aber es rührte sich nicht.

Der Halbkreis schloß sich, brummete er vor sich hin.

Kräftige, mit etlichen Schnarrbären untermischte Atemzüge bestärkten seine Vermutung. Als er dann noch die Mütze aufgehoben und in ihrem Futter Name und Kompanie des Gesuchten eingeschrieben gefunden hatte, rüßelte er sich sofort zum Zutreten.

Aus der hinteren Rocktasche holte er eine feine, häßliche Kette hervor und kletterte in dem pyramidenförmig ansteigenden Heu soweit in die Höhe, bis er bequem über den oberen Rand hin sehen konnte.

In einer schiefen Mulde, wie ein Vogel im Nest, lag ein brommer, flaumbärtiger Flackkopf in voller Uniform vor ihm. Die vom Schloß

geröteten Wangen und der halbhohe Mund gaben ihm einen so kindlich unschuldigen Ausdruck, daß der Gendarm verwundert den Kopf schüttelte.

Sicher so'n Heimwehkranker, überlegte er. Was Gemeines kann der doch nicht ausgefressen haben!

Der Schläfer wurde unruhig, als ob er den prüfenden Blick durch die geschlossenen Lider gespürt hätte, warf er den Kopf hin und her.

Da ergriff Meineke ihn bei einem Handgelenk, preßte es in geübter Gewandtheit gegen das andere, und schnappte! sprang das Schloß des Kettenriegels über beiden zusammen.

„Guten Morgen, Mathiesen!“ sagte er gemächlich.

Der Grenadier war jäh aufgeschreckt.

Sitzend, mit weit aufgerissenen, cunden Augen, in denen das Entsetzen den Schlaf vertrieben hatte, sah er erst auf den Gendarmen und dann auf die Fesseln an seinen Händen. Und mit einem Male stieß er einen wilden, gellenen Schrei aus und warf sich mit dem Kopf nach vorn die Feine herab. In der Mitte überschlug er sich, rollte über die Sioppeln, kam wieder auf die Füße und begann zu fliehen.

Meineke hatte ihn aber schnell eingeholt. Mit gefesselten Händen soll der Teufel laufen! Da hieb er denn in seiner Angst mit dem Messer nach hinten aus und traf den Gendarmen am Schienbein.

„Anne! Anne!“ rief er dabei über die Wiese. Da flog er auch schon zu Boden.

„Soll ich dir die Füße auch noch fesseln?“ fragte Meineke grimmig.

Der Grenadier sah, daß er gefangen war und seinem Schicksal nicht entrinnen konnte. Ohne sich aus seiner Lage zu rühren, blinzte er stumm nach einem einsamen Haus hinüber, das fern am Ende des Halbtreibes lag, den der Wald um die Wiese zog. Seine Augen füllten sich mit Tränen, die langsam über sein zudendes Gesicht rollten.

„Natürlich!“ brummte Meineke, „erst Fahnenflucht und täuschlicher Widerstand gegen einen Vorgesetzten, und hinterher wird geknallt.“

„Warte, mein Büschlein, der Trittl wartet noch ein paar Wochen extra.“

Er hüdtete sich und rieb sich sein schmerzendes Schienbein. In Wirklichkeit wollte er es dadurch aber nur vermeiden, den jungen Mann anzusehen. Er vertruß Tränen nicht. Blut immerhin, wenn's nicht anders ging. Aber Tränen, hol's der Geier!

Der Grenadier stand schwerfällig auf.

„Wegen der Strafe ist es mir nicht“, sagte er mit mühsam beherrschter, schludrender Stimme. „Und zum Regiment war ich allein auch zurückgegangen. Aber daß Sie mich eingesperrt haben wie einen tollten Stier, eh' ich mein Mädel überhaupt nur gesehen hab'...“

Er konnte nicht weiterreden. Verzweifelt sah er auf seine gefesselten Hände.

Meineke fühlte, wie seine Nasenspitze warm wurde. Das war bei ihm immer das Zeichen aufsteigenden Mitleids. Also seines Mädels wegen war der Junge desertiert! Lieber Himmel, er wußte ja noch, wie ihm selber zumute gewesen war, als er zum ersten Male von seinem Mutterchen und von seinem Mädel forgerückt hatte.

Er hütelte sich aber, seine Teilnahme zu verhehlen.

„Schämen Sie sich“, erwiderte er barsch. „Ein schöner Kerl das, der's ohne seinen Schatz nicht ausbalten kann. Was sollte denn daraus werden, wenn alles denn bewegen austreiben wollten? Ist es denn wenigstens was Anständiges?“

„Eine heiße Röte schoß in das Gesicht des Befragten.“

„So lange ich hier war, hat's keine Bräutigam gegeben“, antwortete er gequält. „Aber wie's jetzt ist...“

Ein Schauer durchlief ihn, seine Zähne knirschten hörbar aufeinander, und die Kette klirrte leise mit. Und dann sprudelte er sein ganzes Weh und seine ganze Eifersucht über die Lippen.

„Ich war wahrhaftig nicht davon gelassen, Herr Gendarm! Aber wie Sie mich gequält haben, der Schuldscheine und Stellmachers Heirath, die auch bei meiner Kompanie steht! Briefe haben Sie bekommen, daß die Anna mit einem andern geht. Und Urlaub kriegt ich nicht. Was soll ich da machen?“

Hätten Sie mich doch nur zwei Stunden später erwischt! Dann hätte ich Sie gesehen gehabt und hätte gewußt, woran ich bin. Und jetzt reiß ich wieder aus! Wenn Sie mich auch einsperren! Und wenn's nicht geht,

dann mach' ich's Maul auf und steck' das Gewehr rein. Dann hat's ein Ende!...“

„Das fehlte noch!“ dachte Meineke erschrocken. „Rindstopp genug ist der für eine solche Gelei.“

„Wenn Sie mir sagen wollen, was das Mädel heißt“, schlug er vorlegen vor. „Vielleicht kann ich ihr was bestellen.“

„Anne Janusch heißt sie. Die da drüben beim Oberförster dient.“

„Die?“ rief Meineke überrascht. „Aber, Mathiesen, die sollte doch brav sein!“

In den Augen des Grenadiers leuchtete es hell auf. Aber nur eine Sekunde.

„Nicht wahr?“ fragte er hastig. „Ach Gott, ich will es ja glauben. Aber eh' ich's nicht in ihren eigenen Augen gesehen hab'...“

Meineke kannte das Mädchen. Es war ebenfals treuherziges Menschenkind wie Mathiesen selber, nur in Braun.

„Ja, fürs nächste wird aus dem Sehen wohl nichts werden“, meinte er zögernd.

Der Grenadier stöhnte tief auf. Und plötzlich warf er sich in seiner Verzweiflung vor Meineke auf die Knie und hob die gefesselten Hände flehend zu ihm empor.

„Vieher, guter Gendarm“, bettelte er, „lassen Sie mich doch laufen! Nur für ein paar Minuten will ich Sie sprechen. Sehen Sie, jeden Mittag kommt sie hier vorbei. Und dann melde ich mich allfogleich wieder bei Ihnen und laß mich verhaften. Bitte, bitte, Herr Wachmeister!“

Meineke war bei seinem Kniefall entsetzt zurückgeprallt.

„Stehen Sie doch auf, Mensch!“ schrie er halb zornig und halb kläglich.

„Heiliger Himmel! Daß so was auch grab' mir passieren muß“, dachte er verstört. „Ich möchte dem Jungchen ja so gerne helfen, aber ich darf doch nicht.“

„Meine Pflicht, Mathiesen, meine Pflicht!“ sagte er.

Aber ich schwöre Ihnen, daß ich wiederkomme! Bei unserm Heiland schwör' ich's Ihnen!“ schrie der Deserteur angstvoll.

In Meineke quoll eine jähe Wut auf. Eine Wut gegen den Menschen da, der seine Seele vergerollt hatte.

„Warum hast du deine Mütze nicht besser verwahrt, Hund, verfluchter!“ brüllte er ihn an. „Ich wär' vorbeigegangen und meinetwegen hätte dich der Satan arrelieren können. Und jetzt soll ich's ausbaden, ich, ich!“

Er zitterte am ganzen Leibe, ebenso erregt und ebenso leidend wie der Fliehende vor ihm.

Grenadier Mathiesen wurde erschrocken und seine Lippen preßten sich schmal blutleer aufeinander. Noch einen letzten fragenden, dunklen Blick richtete er auf Meineke. Dann erhob er sich.

„Führen Sie mich nur ab, Herr Wachmeister!“ sagte er tonlos.

Dem Gendarm ward bei diesem Blick zumute, als ob ihm ein Dolch ins Herz gieng. Aber stumm und pflichtgemäß legte er sich schon in Bewegung, als er mit einem Male zusammenzuckte, die Hand hinter's Ohr legte und lauschte.

Auf der Chaussee klangen Hufschläge.

„Wenn das der Berittene oder gar der Oberwachmeister ist...“

Einer jähren Eingebung folgend, packte er den Deserteur an der Schulter und schob ihn hinter einen Heuhaufen.

„Duden Sie sich!“ flüsterte er heiser. „Wenn man Sie sieht, ist's vorbei. Dann kann ich Ihnen nicht mehr helfen!“

In der gleichen Sekunde kniete er neben seinem Gefangenen und wartete auf das Verhallen der Hufschläge. Ein Gendarmepferd war das gewiß. Das erkannte er am Trittl, den sein Privatpferd so ruhig und gelassen an sich hat. Hervorzusehen wagte er jedoch nicht, aus Furcht, daß seine Heimgänge ihn verraten könnte.

Aber während er so kniete, bewachte ihn ein fürchterliches Schamgefühl seiner. Er, der Gendarm Meineke, verbergte sich mit einem Vortreiber zusammen vor seinen eigenen Kameraden! Weil er zu schwach war, seinem verfluchten Mitgefühl zu widerstehen und weil er wieder einmal nicht vor einer Pflichtwidrigkeit stand!

Der Grenadier starrte ihn verblüfft an. Der Gendarm er begriff den Vorgang noch nicht. Er sah nur, daß es im Gesicht des Gendarmen wie von inneren Krämpfen quollte.

Die Hufschläge verlangten. Meineke richtete sich zuerst wieder auf. Eine dumpfe Unruhe lagte

auf seinem Herzen. „Jetzt ist es ja eigentlich schon geschehen. Was sperr' ich mich also noch?“ dachte er. „Jetzt hat er mich in der Hand und ich nicht mehr ihn!“

„Mathiesen“, sagte er leise, „können Sie mir wirklich versprechen, daß Sie allein in Ihre Garnison zurückkehren werden, wenn ich Sie jetzt laufen lasse?“

„Herr Wachmeister“, jubelte der Gefangene, „das wollten Sie wirklich tun? Ich schwör's Ihnen, daß ich sofort zurückkehre, wenn ich mit der Anne gesprochen habe. Oder ich komme zu Ihnen und laß' mich wieder verhaften...“

Meineke schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Nein, das nicht. Wenn Sie allein fahren und ohne Zwang, ist's keine Fahnenflucht mehr. Nur noch unerlaubte Entfernung. Da können Sie sogar noch die Knöpfe kriegen. Verstehen Sie?“

Er nahm ihm die Handschellen ab. Dann griff er mit traurig-finsterner Entschlossenheit an seinen Gewehrtafel. „Nur vergessen Sie nicht, daß ich Sie niederknalle wie einen Hahn, wenn ich nach vier Uhr noch einen Zipfel von Ihnen in der Gegend sehe. Vergessen Sie das nicht!“

Die abermaligen Versicherungen und Dantesworte des Büschens barock abstrahierend, ging er mit langen Schritten über die Wiese zur Chaussee zurück und dann weiter dem Dorfe zu, wo er nach dem fragen mußte, dem er eben die Freiheit gegeben hatte.

Als er nachmittags zurückkehrte, hörte er sich dicht hinter der Oberförsterei von einer hellen Stimme anrufen. Anne Janusch kam mit fliegenden Hosen und glührottem Gesicht auf ihn zu und drückte, ehe er ihr noch wehren konnte, ihre frischen Lippen auf seine Hand.

„Weil Sie doch so gut mit Mathiesen waren!“ sagte sie dankbar und sah ihn verschämt und glücklich an.

„Na, nun wird's Tag“, stöhnte Meineke. „Was fällt dem Frauenzimmer denn ein? Und was ist das für ein Mathiesen? Etwas der Deserteur, den ich such' heh?“

Das Mädchen war erschrocken zurückgefahren.

„Aber, Herr Gendarm“, stammelte sie, „Sie haben ihn doch selbst...“

„Was?“ unterbrach sie Meineke grob. „Wissen Sie nicht, wo der Halunke steckt. Sonst nichts!“

„In der Eisenbahn“, sagte die Kleine verschüchtert. „Er fährt doch zurück.“

„So, so!“

Meineke zupfte sich erleichtert an der Nase.

„Sein Glück!“ brummte er dann. „Hält' ich ihn vor Augen bekommen, hätt' ich ihn krumm geschossen, daß ihm das Desertieren für immer vergangen wär!“

Er ließ das verduhte Mädchen stehen und schritt davon.

„Gottlob, diesmal ist alles gut abgegangen“, sagte er sich unterwegs. „Aber das letzte Mal soll's doch gewesen sein. Ja, sicherlich, das alerletzte Mal!“ Künstlich würde er nicht mehr so gutmütig sein. Hopp! wahrhaftig nicht. Er würde den Leuten schon zeigen, daß er auch hart sein konnte!

Und er frick sich seinen fuchsfarbenen Schnurrbart so breit auseinander und machte so ungeschüme Schritte, daß er ordentlich wild ausah.

Er regnet.

Der Regen dampft auf weiter Heide, um knorriger Kiefern grün Geäst; Und ihre Zweige neigt die Weide zum Wasser vor dem stürmischen West.

Das Dorf im Dunst scheint zu verschwinden; Des kleinen Kirchleins schiefer Turm schaut aus dem Laub uralter Linden Wie sich verstedend vor dem Sturm.

Vom Fenster tropft's, es tropft vom Dache, Das Wasser sicker sacht und leise, Es steht im Hof in großer Lache und fließt in jedem Wagensleise.

Die Arbeit ruht. Im Stall die Pferde, Sie jähnen leise wie im Traum. Es brummt der Rinder scheetige Herde Traglich in dem warmen Raum.

Sein Pfeifen klopft, tritt der Bauer Ins Tor und denkt der Ernte Segen; Froh blüht er in des Sturmes Schauer Und spricht: „Das ist ein schöner Regen!“

Jean vom Standesamt.

Skizze von Alfred Capus.

Ganz erfüllt hatte sich das Standesamt mit der soeben eingetretenen Hochzeitsgesellschaft. Im Kreise der ganzen Provinz zählten Bureau und Bussen zu den angesehensten Großtausendern, und durch die Heirat des Erben des einen Hauses mit der einzigen Tochter der anderen Familie entstand wieder ein neues großes Vermögen. Auch in anderer Beziehung paßten die jungen Ehegatten zusammen. Edmond Bureau war achtundzwanzig und Henriette Bussen neunzehn Jahre alt. Er war ein ganz hübscher Bursche, braun mit einem flotten Schnurrbart und sie war frisch, blond und niedlich. Der freierliche Tag war herangekommen. Edmond Bureau hatte den festen Entschluß gefaßt, glücklich zu sein, und er spürte nur jene unbestimmte Unruhe in sich, die jedermann empfindet, der in Frad und weißer Kravatte vor dem Standesbeamten steht.

Der Bürgermeister in Person wollte das Paar zusammengenommen, und man mußte, aus sicherer Quelle, daß er eine kleine Rede halten würde. Die Zeremonie wurde für die Gäste dadurch noch anziehender. Die Ratshausdiener beschäftigten sich in gewohnter Weise mit der Hochzeitsgesellschaft. Der eine von ihnen, ein älterer Mann mit einem ironischen Gesichtsausdruck, ging von einer Reihe zur anderen und sagte: „Herr Bürgermeister wird gleich kommen.“ Als er bei dem Bräutigam vorbeikam, murmelte er, ohne ihn anzugucken, und als ob er zu sich selbst spräche: „Sie tun unrecht.“ Dann entfernte er sich und brummte etwas in seinen Bart.

„Morin begehe ich ein Unrecht?“ dachte Edmond. „Aber was bin ich für ein dummer Kerl, diese Bemerkung galt mir gar nicht.“

Der Bürgermeister kam noch nicht. Die Anwesenden begannen miteinander zu plaudern. Mehrere waren aufgestanden. Die Diener winkten ihnen zu, wieder Platz zu nehmen.

„Herr Bürgermeister ist im Nebensaal. Er kommt gleich herein.“ Und der Alte ging auf das junge Paar zu und sagte: „Wollen Sie sich auf diese beiden Stühle setzen?“

Während Edmond es mechanisch tat, hörte er, wie der Diener jetzt wieder und deutlicher sagte: „Sie tun unrecht, sich zu verheiraten.“

„Dieses Mal“, dachte Edmond, „hat er sich wirklich an mich gewandt. Was will der Schafstopp von mir?“

Er runzelte die Stirn, steckte vorsichtig den Arm aus, um den Alten zu packen, aber dieser war schon verschwunden.

„Hast Du gehört, was der Mann da sagte, Henriette?“ fragte er leise seine Braut.

„Nein, mein Lieber.“ Und lächelnd, ohne ihm den Kopf zuzuwenden, fragte sie: „Kennst Du den Diener?“

„Es schien mir, als ob er etwas zu mir sagte. Aber schließlich kann ich mich auch getäuscht haben.“

„Nein, nein, nein“, dachte er, „ich habe mich nicht geirrt. Dieser alte Narr hat mir gesagt, daß es unrecht von mir sei, mich zu verheiraten. Wenn ich Zeit hätte, würde ich ihm gehörig Bescheid sagen. Ich tue es sicher nach der Zeremonie.“

Und wie im Jörn trat er mit dem Fuß auf den Teppich. Er blickte rings umher und versuchte den Frechling zu entdecken. Der alte Diener stand an der Tür, durch die der Bürgermeister kommen mußte. Sein Gesicht war ausdruckslos, er starrte durch das Fenster des Saals, das auf Gärten hinausführte. So verfloßen einige Minuten. Endlich öffnete sich die Tür, und der Diener trat ein.

„Der Herr Bürgermeister.“

„Alles erhub sich. Der Bürgermeister grüßte leicht und schritt auf seinen Platz zu. Respektvoll folgte ihm der Alte. Während die Gäste sich wieder setzten, und er an die Tür zurückkehrte, murmelte er zum dritten Male, aber so laut, daß der Bräutigam ihn hören konnte: „Sie tun unrecht, sich zu verheiraten.“

Edmonds Hände kälten sich. Er hatte Lust ihm an die Gurgel zu springen, aber er scheute sich, einen so fürchterlichen Skandal heraufzubekommen. Der Alte hatte sich mit zwei oder drei anderen Dienern in eine Ecke des Saales gestellt, um die Feierlichkeit mit anzusehen. Edmond sah sich nach ihm um. Die Feierlichkeiten begannen. Edmond sah sich nach ihm um. Die Feierlichkeiten begannen. Edmond sah sich nach ihm um. Die Feierlichkeiten begannen.

„Es ist meine Ansicht, mein Herr. Ich bin Junggeselle, ich finde, man hat unrecht sich zu verheiraten. Ich bin nämlich gegen die Ehe. Wenn ich auch Beamter auf dem Standesamt bin. Ich bin einmal gegen die Ehe. Weil ich die Welt kenne. Und darum warne ich jeden, so lange noch Zeit ist. Das bin ich der Menschheit schuldig. Sie haben nicht auf mich gehört, Sie haben die Sache nun auszubaden. Glück auf den Weg, mein Herr, und nichts für ungut.“

„Schafstopp!“ wollte Edmond sagen, aber er sagte es nicht.

— Rebellhaft. Baron: „Johann, was ist denn für Weiter bräut?“ — „Jo, Herr Baron, es ist so furchtbar neblig draußen, man kann es nicht sehen!“

— Angelegte. Täglicher Umgang von Reubentz. Max Altmann, Antiquitätenhändler.

irgend einem Korridor die wohlverdiente Strafe andeuten lassen würde. Dieser Löpel hatte ihm durch seinen unpassenden Scherz den ganzen Tag verdorben. Denn Edmond war erregt. Es lag etwas Phantastisches und Liebenswürdiges in diesem Abenteuer. Niemals, seit Menschengebenden, hatte man einen Ratshausdiener fünf Minuten vor der Eheschließung zu einem Bräutigam sagen hören, daß er unrecht täte, sich zu verheiraten. Wäre dieser Mann verrückt, so wäre es doch bestimmt nicht zum ersten Male, daß sein Wahnsinn sich kund gab, und wäre das schon einmal der Fall gewesen, so hätte man ihn nicht im Amt gelassen; war er aber nicht verrückt, so mußte seine Bemerkung doch einen stichhaltigen, ersten, entscheidenden Grund haben. Aber was, was? Diese Unruhe wurde unerträglich.

Der Bürgermeister hatte die Verlesung der Akten beendet und ging jetzt zu den Paragraphen des Gesetzes über, die für das Glück der Ehegatten Sorge trugen. Edmond sah sich nach dem Alten um, der unheimlich in seiner Ecke stand. Und merkwürdig! Der Blick des Alten hatte nichts Ironisches mehr. Im Gegenteil, er war sanft, väterlich, a wie mitleidig erschien er Edmond. Der Bräutigam mußte unwillkürlich mit dem Zeigefinger seiner linken Hand auf den gestellten Einfaß seines Oberhemdes fassen, wie, als ob er den Alten selbst fragen wollte:

„Bin ich es, wirklich, bin ich es, an den Sie sich wenden? Bin ich es, der hier steht, der unrecht hat, sich zu verheiraten? Sie bestehen darauf? Trennen Sie sich nicht?“

Der Blick antwortete: „Ja, ja, Sie meine ich.“ Dann glitt er zu anderen Gegenständen weiter.

Eine Minute lang war Edmond von einer bitteren Herzensangst gepeinigt. Nein, der Diener war kein Narr, der Diener wollte sich seinen schlechten Scherz mit ihm machen. Der Diener wollte etwas, er interessierte sich für ihn, für Edmond. Als er ihn in diesem Ratshausaal sah, gerade im Begriff sich zu verheiraten und Henriette zu heiraten, war er außerordentlich erkaunt gewesen. Er mußte wohl im Besitz eines jener Familiengeheimnisse sein, die der Zufall manchmal dem ersten Besten ausliefer; er kannte seine Braut, er war vor irgend etwas Geheimnisvollem unterrichtet.

„Ich weiß es“, antwortete Edmond mit einer Lippenbewegung, und fügte hinzu:

„Kommen Sie näher heran. Ich möchte Ihnen etwas sagen. Wie heißen Sie?“

„Jean.“

Und als ob er ihm einen Auftrag geben wollte, der sich auf die Fester bezog, nahm ihn Edmond bei Seite und sagte schnell:

„Sagen Sie mir, was Sie wissen. Hier haben Sie hundert Frant.“

„Ich? Ich weiß nichts, mein Herr“, sagte lächelnd der Diener.

„Sie wissen nichts, Sie kennen mich nicht?“

„Nein doch, mein Herr!“

„Aber Sie, elender Kerl, weshalb sagen Sie mir denn, daß ich unrecht habe, mich zu verheiraten?“

Der alte Diener schnitt ein Gesicht:

„Und während dieser Minuten zogen eine Menge kleiner Ereignisse, unbedeutender Einzelheiten an seinem Geist vorbei und er sagte sich verzweifelt: „Ja, er hat recht, ich habe unrecht, mich zu verheiraten.“

Es war zu spät. Seine Worte waren gefallen. Unterschriften erledigt, und es röhrt sich das übliche lebhafteste Stimmengewirr. Da sah Edmond Bureau den alten Diener auf sich zukommen und er betrachtete ihn ohne Jörn.

„Sie haben unrecht getan, sich zu verheiraten“, meinte unendlich brummend der Alte.

„Es ist meine Ansicht, mein Herr. Ich bin Junggeselle, ich finde, man hat unrecht sich zu verheiraten. Ich bin nämlich gegen die Ehe. Wenn ich auch Beamter auf dem Standesamt bin. Ich bin einmal gegen die Ehe. Weil ich die Welt kenne. Und darum warne ich jeden, so lange noch Zeit ist. Das bin ich der Menschheit schuldig. Sie haben nicht auf mich gehört, Sie haben die Sache nun auszubaden. Glück auf den Weg, mein Herr, und nichts für ungut.“

„Schafstopp!“ wollte Edmond sagen, aber er sagte es nicht.

— Rebellhaft. Baron: „Johann, was ist denn für Weiter bräut?“ — „Jo, Herr Baron, es ist so furchtbar neblig draußen, man kann es nicht sehen!“

— Angelegte. Täglicher Umgang von Reubentz. Max Altmann, Antiquitätenhändler.